

Gertrud Bäumer:

Die Reichsidee bei den Ottonen, 1946

I

Heinrich I. und Otto der Große

Die Heiligsprechung Heinrichs II. empfängt ihren Sinn von zwei Seiten her: aus seiner Bedeutung als Staatsmann und aus der Tatsache, daß sein Wirken im Ziel wie im Fundament im Christentum verankert war. Dadurch aber steht es im Rahmen einer Entwicklung, die das abendländische Mittelalter entscheidend bestimmt hat: die Gestaltung des Reiches als der Zusammenfassung der Völker unter dem geistigen Wahrzeichen des Kreuzes.

Dieses Reich, obwohl mehr als ein Jahrtausend seit seiner Begründung vorübergegangen ist – und trotz seiner Wandlungen bis zur Unerkennbarkeit – ist dennoch der Boden, auf dem unsere Gegenwart immer noch ruht. Die Kräfte, die seine Entwicklung bewegt haben, sind in der Ewigkeit verwurzelt und daher unsterblich. So bedeutet die Beschwörung dieser unserer Vergangenheit mehr als eine geschichtliche Studie. Sie bedeutet eine neue Begegnung mit unvergänglichen Kräften.

Die Erneuerung des Reiches durch das sächsische Geschlecht der Liudolfinger, der Heinriche und Ottonen, ist der bedeutendste Abschnitt seiner Geschichte.

Im Jahre 911 erlosch mit dem Stamme Karls des Großen die karolingische Herrschaft. Die deutschen Stämme standen vor der Entscheidung, ob sie fernerhin gemeinsam ein Reich darstellen wollten. Indem sie diese Schicksalsfrage bejahten – trotz der lebhaften Feindseligkeiten unter ihnen, die immer wieder die Schwerter aus der Scheide fliegen ließen bewiesen sie ihren Instinkt für geschichtliche Größe. Und diese geschichtliche Größe, die kleinliche Eigensucht zurückdrängt, kennzeichnet die Wiedergeburt des Reiches. Für die Wahl zum König kamen nur die Führer der beiden mächtigsten Stämme, der Sachsen und der Franken, in Frage. Otto von Sachsen, aus dem Geschlecht der Liudolfinger, wäre gewählt worden, wenn er sich nicht selbst zu alt gefühlt und selbst die Stimmen der Fürsten von sich ab auf Konrad von Franken gerichtet hätte. Aber König Konrad schlug einen falschen Weg ein, indem er das Königtum nach dem Vorbilde Karls des Großen aufzubauen versuchte – als eine von ihm beherrschte Autokratie. So verstrickte er sich in bitterste Fehden mit den Stämmen, deren Selbstbewußtsein und Freiheitsdrang er nicht verstand. Sein Reichsaufbau scheiterte. Aber auch er zeigte am Ende die geschichtliche Größe, die in der Schöpfung des Reiches waltete. Es gibt wenige geschichtliche Dokumente von der Großzügigkeit und Tragweite seines Vermächtnisses an seinen Bruder Eberhard:

„Wir haben viele Getreue“, sagt er von seinem fränkischen Stamm, „und ein großes Volk, das uns im Kriege folgt, wir haben Burgen und Waffen, in unseren Händen sind die Reichsinsignien, und es umgibt uns aller Glanz des Königtums. Aber es fehlt uns das Glück und die rechte Sinnesart. Das Glück, mein Bruder, und die rechte Sinnesart fielen Heinrich zu; die Zukunft des Reiches steht bei den Sachsen. Nimm also diese königlichen Abzeichen, die goldenen Spangen mit dem Königsmantel, das Schwert und die Krone unserer alten Könige, gehe hin zu Heinrich und mache deinen Frieden mit ihm, auf daß du ihn fortan zum Freunde habest. Oder soll das ganze Volk der Franken mit dir vor seinem Schwerte fallen? Denn wahrlich, er wird ein König und Herr sein vieler Völker!“

Und Eberhard, obwohl er als Bruder Konrads selbst Anwartschaft auf die Krone gehabt hätte, führte den Auftrag des Sterbenden aus. Er verzichtete.“ und bestimmte die Franken, den Sachsen Heinrich zu wählen.

Diese vorbildliche Vornehmheit zweier Männer, die am Eingang der deutschen Geschichte stehen, ist in der ganzen Weltgeschichte ein einzigartiges Beispiel gewesen und geblieben.

Und beispielhaft ist dieser Akt zugleich als Ursprung der Demokratie in der deutschen Geschichte. Der Wahlkönig, der „die rechte Sinnesart“ hat, wird, ohne Rücksicht auf erbliche Ansprüche, von den Vertretern des Volkes berufen. Und diese „rechte Sinnesart“, die der sterbende König bei den Sach-

sen findet, was ist sie anders als die Demokratie? Der Franke war gescheitert durch die Mißachtung des Stammesstolzes. Der Sachse brachte die Achtung vor dem freien Manne mit. Bei den Sachsen entsprach der Wehrpflicht des Mannes sein Recht, in einer Volksabstimmung über Krieg und Frieden zu entscheiden.

Die „Sinnesart“ des ersten Heinrich ist maßgebend gewesen für Gestaltung und Führung des Reiches. Daß er am Vogelherd den Besuch der Boten empfangen haben soll, die ihn beriefen, ist Legende, aber sie drückt die Volkstümlichkeit des Wahlkönigtums aus.

Ebenso ergreifend wie die Vornehmheit und Redlichkeit der Stammesführer bei dieser Königswahl ist die Haltung Heinrichs I. bei seiner Erhebung. Es ist viel daran herumgedeutet worden, warum er Salbung und Krönung ablehnte, so daß sein Königtum ausschließlich auf der Wahl des Volkes beruhte. Seine Worte lassen immerhin eine Deutung seiner Motive zu. Er sagte: „Es ist mir genug, daß ich zum Könige gewählt werde durch Gottes Gnade und Eure Liebe. Besseren sei die Ehre der Salbung und Krone vorbehalten, deren ich mich nicht wert fühle.“

Möglich ist, daß ihm daran lag, die Wahl der Fürsten als das eigentliche Fundament seines Königtums klar herauszustellen – um ihrer Verantwortung willen. Dabei mag die Erinnerung an den beschämenden Vorgang mitgesprochen haben, als Karl der Kahle 875 das karolingische Erbkaisertum umstieß, indem er den Papst Johannes VIII. zu bewegen verstand, ihn zu krönen, ehe noch sein Nebenbuhler, der einen besseren Anspruch geltend machen konnte, eine Romfahrt antreten konnte. Es mag sein, daß Heinrich sein Königtum nicht mit diesem rein auf der Gunst des römischen Bischofs beruhenden verwechselt wissen wollte. Es ist auch möglich, daß er Anstoß nahm an dem durch die karolingische Überlieferung fest gewordenen Brauch, daß der König auf fränkischem Boden und als König der Franken gekrönt wurde und mit der Wahl unter fränkisches Recht trat. Aber etwas anderes ist wesentlicher und seiner Natur gemäßen er war sich bewußt, daß dieses Reich, als dessen Oberhaupt er gewählt wurde, zunächst nichts war als ein Bund deutscher Stämme – ein Gebilde, das seinem Wesen nach weit unsicherer war als das karolingische Erbkaisertum, und das durch seine Führung erst zum Reich geformt werden mußte. Für dieses Gebilde begnügte er sich mit einem deutschen Königreich, in dem er, auf die Wahl des Volkes gestützt, unabhängig von fremden Einwirkungen seine Ziele verfolgen konnte – in der ihm gemäßen Form.

Seine Reichsidee war im Vergleich zur karolingischen demokratisch. Nicht in der Übermacht der Zentralgewalt, sondern im Reichsbewußtsein der Stämme sah er die Festigkeit des Reiches am besten gesichert. Selbst aus einem Stamme entsprossen, der keine Gewalt über sich ertrug, ersparte er sie dem Ebenbürtigen. Während Hörigkeitsverhältnisse aller Art Franken durchzogen, gab es in Sachsen den freien Bauern. Weil sein eigener Stamm unter karolingischer Herrschaft bis an die Grenze der Reichsfeindschaft getrieben worden war, und weil er an seinem Vorgänger das Versagen der Gewaltpolitik erlebt hatte, ging er nun einen anderen Weg.

Das tritt charakteristisch hervor in seinem Verhalten zu Arnulf von Bayern. Die Heere standen einander bei Regensburg gegenüber. Da lädt Heinrich seinen Gegner zu einer Begegnung zu zweien ein. Arnulf denkt an Zweikampf und erscheint bewaffnet. Heinrich aber findet die ebenso schlichten wie großen Worte: „Warum willst Du Gottes Willen widerstreben, der doch das Volk bestimmt hat, mich zu wählen? Hätte Dich das Volk erhoben, wäre niemand damit mehr einverstanden gewesen als ich. Warum willst Du das Blut so vieler Christen vergießen?“

Er schlägt, um sein Reich zu festigen, den umgekehrten Weg wie der Franke Konrad ein: er hat den Mut, die Souveränität der Herzöge zu verstärken, um sie reichsfreudig zu machen. Das Geheimnis seiner Regierung ist die beherrschte Kraft. Weil er stark war, brauchte er die Gewalt nicht. Stark sein: aber zur Bewahrung des Friedens.

So legt er, der ungesalbte und ungekrönte König, die Fundamente des Reiches. Es ist – das ist das Bedeutsame – eine Eigenschöpfung deutscher Stämme, die ihre Zusammengehörigkeit, vor eine neue freie Entscheidung gestellt, bejahen, indem sie sich, nach dem Ende des karolingischen Erbkaisertums, zu einem Wahlkönigtum zusammenschlossen. Sein Bereich war enger als der des Reiches Karls des Großen. Dem Karolinger hatte einst der Papst Leo III. am Weihnachtsfest des Jahres 800

eine goldene Krone auf das Haupt gesetzt – ohne sein Vorwissen und seinen Willen – und das Volk hatte ihn als den von Gott gekrönten großen und friedfertigen Kaiser der Römer, Karolus Augustus, begrüßt.

Sollten die Sachsen auch mit der Kaiserwürde die Nachfolge der Karolinger antreten? Das war die Frage, vor der der Nachfolger Heinrichs stand. Sie zu bejahen, hieß ein Erbe übernehmen, dessen äußere, politische Gestalt unter den Karolingern so ganz verfallen war, daß es nicht einmal einer Persönlichkeit wie dem ostfränkischen König Arnulf – trotz der Krönung in Rom – mehr gelungen war, die ganze kaiserliche Gewalt unter seinem Szepter zu vereinigen. Und noch weniger war dieses Reich imstande gewesen, der Einbrüche fremdstämmiger Eroberer Herr zu werden.

Eben aber diese Gefahr mußte den Sachsenherzögen die Pflicht auferlegen, das Reich der Christenheit gegen seine Widersacher zu schützen. Das eben war die universelle Idee gewesen, die den Papst Leo III. bewog, Karl zu krönen, und die den großen Kaiser selbst ganz erfüllt hatte: ein Reich, das die christlichen Völker überspannte, zugleich aber im Bunde mit der Kirche bemüht war, die Feinde des Christentums zu gewinnen und dem Weltreich Gottes anzuschließen.

Diese Reichsidee hatte dem äußeren Verfall widerstanden. Sie war, trotz des Versagens seiner Führer, eine geistige Macht geblieben, die das Weltverständnis und Staatsbewußtsein des Abendlandes unerschüttert beherrschte und Kaisertum und Kirche miteinander verband als die beiden Pfeiler, die den Bau der abendländischen Welt trugen.

Der Mann, den Heinrich zu seinem Nachfolger bestimmte, trug die große Sinnesart in sich, die ihn zu einem berufenen Träger der Kaiserwürde machte – die karolingischen Vorgänger in der Wucht seiner Persönlichkeit, der Weite und Tiefe seines kaiserlichen Bewußtseins, nicht zum wenigsten in der Reinheit seiner Seele und der Größe seines Herzens weit überragend.

Wir ahnen, daß sein Vater, König Heinrich, die Größe seines Wesens erkannt hatte, indem er sterbend den damals 24jährigen Sohn zu seinem Nachfolger bestimmte, obwohl er, vor Heinrichs Erwählung zum Könige geboren, nur Anspruch auf die Nachfolge des Herzogs der Sachsen, nicht aber des Königs hatte. Der „Purpurgeliebte“ war sein jüngerer Bruder Heinrich.

Otto wurde 936 in der fränkischen Krönungsstadt Aachen gekrönt – zum König der Franken.

Die deutsche Reichsidee spiegelt sich nirgends klarer als in den Krönungsordnungen der Könige. Immer ist der König der von Gott Erwählte oder Gekrönte. Schon damit ist das entscheidende Motiv für den Sinn des Königtums ausgesprochen.

Den ersten Akt der Krönung bildet die Erwählung durch das Volk – oder richtiger: die Bestätigung der von den Fürsten vorgenommenen Wahl durch das Volk. Otto wurde durch einen Erzbischof, den der gesamte Klerus begleitete, in die Mitte des Münsters an den Grabstein Karls des Großen geführt und dem Volke vorgestellt, und den von Gott Erwählten, von König Heinrich Bestimmten und von den Fürsten Erhobenen bestätigte das Volk mit erhobenen Händen und dem Ruf: Heil und Sieg!

Dann nimmt der Erzbischof Schwert und Wehrgehenk: „Nimm hin dies Schwert und triff damit alle Feinde des Herrn, Heiden und schlechte Christen, denn darum hat Dir Gottes Wille alle Gewalt über das Reich der Franken gegeben, daß die ganze Christenheit sicheren Frieden gewinne.“ Dann legt er dem König den Mantel an mit den Worten: „Die Säume dieses Gewandes, die bis zur Erde herabwallen, sollen Dich mahnen, auszuharren im Eifer für den Glauben und in der Sorge für den Frieden bis ans Ende.“ Szepter und Stab werden ihm überreicht mit den Worten: „An diesem Zeichen lerne, daß Du väterlich züchtigen sollst, die Dir untergehen sind.“ Und dann folgt der heiligste Vorgang: die Salbung. Sie bedeutet die Pflicht der Barmherzigkeit, den Schutz der Waffenlosen, der Witwen und Waisen wie der Diener der Kirche: „Nimmer versiege auf Deinem Haupt das Öl des Erbarmens, auf daß Du hier und dort die unvergängliche Krone zum Lohn empfangest.“ Das Öl ist das Symbol der Barmherzigkeit. Kröne ihn, betet der Erzbischof, mit der Krone der Gerechtigkeit und Barmherzigkeit – erhebe durch das Öl dieser Salbung sein Herz zur Liebe Deiner Gnade – Gott, Gottes Sohn, Jesus Christus, möge selbst durch die Ergießung dieser heiligen Salbung den Geist des Parakleten über Dein Haupt ergießen und seinen Segen in Dein innerstes Herz dringen lassen, da ja durch die sichtbare und

greifbare Gabe Du die unsichtbaren zu ergreifen und durch gerechte Führung der zeitlichen Regierung Du mit ihm ewig zu herrschen verdienen wirst.

In die Auffassung Ottos selbst vom Wesen und Sinn des Königtums führt der Krönungsordo, der, in seiner eigenen Kanzlei verfaßt, bei der Krönung seines jungen Sohnes Otto II. angewandt wurde. Dieser Ordo ist schon entscheidend bestimmt durch die Lechschlacht.

Das, was sich im Mai 955 auf dem Lechfelde zutrug, am Ende der siegreichen Schlacht gegen die Ungarn, ist eine Art von erstem Akt seiner eigenen Krönung zum Kaiser. Der Sieg über die Ungarn – die Rettung des Reiches bedeutete eine Wende der Zeiten. Als Retter des Reiches erhob sich der Frankenkönig zur Kaiserwürde. Sein Heer rief ihn dazu auf. Sie riefen: Heil dem Erretter Europas! Heil dem Vater des Vaterlandes! Heil dem Kaiser!

Ein sehr merkwürdiger Zuruf: Heil dem Erretter Europas! Die Lechschlacht entschied in Wahrheit über das Schicksal Europas. Ottos Biograph nennt ihn von der Lechschlacht ab Kaiser.

Ranke spricht in seiner großartigen Zusammenfassung im 7. Bande seiner Weltgeschichte von dem neuen Königtum, das sich von Heinrich I. ab in Deutschland unter Führung des sächsischen Stammes bildete, zu der Zeit, als die einzige und wahrhaft beherrschende Zusammenfassung Westeuropas zu einem Reich nur noch im apostolischen Stuhl bestand. Er sagt, daß dieses Königtum die Kaiserwürde neu begründete, die in der karolingischen Zeit durch das Papsttum absorbiert zu sein schien „in Verbindung mit der Religion“, doch in grundsätzlicher Unabhängigkeit und Eigenständigkeit gegenüber dem Papst.

Das Reich, das damals entstand, ist für Jahrhunderte die einzige – bis zu seinem Zerfall die letzte Ordnung Europas. Darum hat Otto in dem neuen Krönungsordo Gewicht darauf gelegt, daß der Herrscher mit dem Schwert in die Herrschaft eingewiesen wird. Daß dies der Sinn der Umgürtung war, enthielt der frühere Ordo nicht. Mit dem Schwert wie mit der Krone wird der König zum Stellvertreter Christi in der Herrschaft über das äußere Leben des Volkes geweiht: Zweimal enthält der Ordo die geheimnisvolle Formel: *Christus cuius typum geris in nomine*. Der König: ein Abbild Christi in irdischer-Gestalt und Begrenzung. Aber es dauerte, von der Lechschlacht gerechnet, noch sieben Jahre, bis – am 2. Februar 962 – Otto und seine Gemahlin Adelheid in St. Peter als Kaiser und Kaiserin gesalbt und gekrönt wurden.

Damit war das neu gegründete Imperium endgültig und für immer mit der deutschen Krone verbunden. Der deutsche König, zugleich als König von Italien, ist *ad imperium designatus Romanorum*. Der Bund wurde besiegelt durch gegenseitige Treueversprechen, in denen der Kaiser den Schutz des apostolischen Stuhles und die Verteidigung des „Landes Petri“ übernahm, der Papst jedoch vor der Weihe das Versprechen der *amicitia, caritas et pax* abzugeben hatte. Den Römern gegenüber behielt sich der Kaiser das Recht der Bestätigung der Papstwahl durch die Römer vor – eine Maßnahme, die nach den Erlebnissen mit dem unwürdigen Johannes XII. auch einen Schutz der Kurie gegen die Mißbräuche des Wahlrechts durch den römischen Adel darstellte.

Für Otto den Großen beruhte dieser Bund mit der Kirche auf seiner Reichsidee. Das Reich ist nicht ein reiner Machtkörper. Es ist nicht wahr, daß – wie das kürzlich einmal in einer politischen Auseinandersetzung zu lesen stand, der „Staat ein weltlich Ding“ wäre. Der Staat als die größte irdische Schöpfung der Völker – die Lebensform, die sie sich schaffen, die Summe der Gesetze, denen sie sich unterwerfen, – wie könnte er ohne Bezug bleiben zu dem göttlichen Ursprung und dem im Göttlichen beschlossenen Sinn des Lebens? Dem mittelalterlichen Menschen ist eine solche Trennung eines geistlichen und eines weltlichen Bereiches unvorstellbar. Ihm ist das Leben eine Einheit, gottverbunden von jedem Bereich her. Für Otto den Großen ist das Reich das irdische Abbild einer göttlichen Wirklichkeit. Er hat die Lechschlacht betend eröffnet – auf den Knien vor dem ganzen Heer. Vor den Mauern von Augsburg hielt Bischof Udalrich zu Pferde – waffenlos – im Hagel der Pfeile. Es galt dem Kampf nicht um einen irdischen Machtkörper, sondern um die Burg Gottes auf Erden.

Das Michaelsbanner wurde dem Heer vorangetragen.

In dem Erzengel Michael als dem Engel mit dem Schwert erkannte das Königtum der Sachsen seine geschichtliche Aufgabe. Michael ist nicht ein Schlachtengott, wie etwa der der Wenden, dem der Stamm Menschenopfer schlachtete, um damit seine Hilfe zu kaufen in einem Kampf, der kein höheres Ziel hatte als Beute. Michael ist der Patron des Kampfes, der einer höheren Ordnung dient. Sein Banner weht da, wo die völkische Selbstbehauptung und Machtentfaltung sich in eine höhere Ordnung der Welt einfügt. Und wenn das mittelalterliche Reich sich unter sein Zeichen stellte, so geschah es in dem Glauben an die Einheit des völkischen Willens mit dem Willen – oder mittelalterlich ausgedrückt: dem Heilsplan Gottes. Das Banner, das war zugleich Zeichen eines göttlichen Auftrags, dem die Schwerter dienten, von gleicher Bedeutung wie die heilige Lanze, die vorangetragen wurde. Es war Ausdruck eines höheren, über den bloßen Lebens- und Machtwillen hinausweisenden geschichtlichen Bewußtseins, daß letztlich nur der Kampf der göttlichen Hilfe würdig ist und sie erfährt, der in seinem Ergebnis das geschichtliche Leben auf eine höhere Stufe hebt.

In diesem Zusammenhang ist Michael zugleich der Totenrichter, der die Waage in der Hand hält, einer der Vollstrecker des Weltgerichtes. Auf dieser Waage werden im Grunde nicht nur die Einzelnen gewogen; die Gewichte ihrer Werke ballen sich zusammen zur Geschichte.

Die Geschichte wird in seiner Hand gewogen. Von seiner Gestalt fällt der Glanz auf das Bild des „Reichs“. Michael ist der Engel des deutschen Volkes und zugleich der Engel des Abendlandes. Nach einer Sage reckte er sein Schwert, über den europäischen Raum von der Küste Cornwalls bis zur Spitze des Gargano in Italien, und auf der Bahn des ausgestreckten Schwertes entstanden die Michaelsheiligtümer.

Für unsere Ahnen war die Gestalt des Erzengels Sinnbild des geschichtlichen Auftrages, dem sie dienten: das Reich, d. h. eine sinnvolle Ordnung des europäischen Raums, als dessen höchstes Gut ihnen das Christentum galt.

Die Kaiseridee des Mittelalters wäre unvollständig, wenn man nicht das Bild der Kaiserin neben das des Kaisers stellte. Das Reich der Ottonen ist kein reiner Männerstaat. Die Königin ist *Consors Regni* – Mitträgerin der Herrschaft. Sie wird nach einem eigenen Ordo gekrönt. Die Gemahlin Ottos, Adelheid, wird wie der König von einem Bischof durch die *Porta Argentea* der Peterskirche geleitet, zu einem Gebet, das die Gnadengaben der Weihe auch für sie erbittet. „Umgib sie“, bittet der Bischof, „mit der Rechten Deiner Macht, damit sie, durch den Schild Deines Schutzes von allen Seiten fest beschirmt, die Bosheiten des sichtbaren und unsichtbaren Feindes triumphierend bezwingen könne“ – und in dem Gebet, das der Salbung vorausgeht, war der Königin mit den Worten gedacht: *regni sui participium misericorditer transire concedas*: „Du ihr gnädig gewährst, daß sie zur Teilnahme an seiner Herrschaft schreite.“ Diese Sätze sind sehr realistisch gemeint. Die Stellung der Königin beruht auf dem Gedanken, daß die männliche Herrschaft der Ergänzung durch die-Frau bedarf. Heinrich I. hat sterbend seiner Gemahlin Mathilde gerade für die selbständige Mitwirkung an seinem Werk gedankt: „O du immer Treueste und mit Recht Geliebteste“, so berichtet der Chronist seine Worte, „wir danken Christo, daß Du länger am Leben bleibst als wir. Denn niemand verband sich je einem Weibe von festerer Treue und bewährt in jeglichem Guten. Habe also Dank, daß Du unsern Zorn unermüdet beschwichtigt, uns in allen Dingen nützlichen Rat gegeben, uns auch sehr oft von der Ungerechtigkeit zur Gerechtigkeit gerufen und fleißig ermahnt hast, dem mit Gewalt Unterdrückten Barmherzigkeit widerfahren zu lassen.“

Man könnte sich keine klarere geschichtliche Spiegelung des Zusammenwirkens eines echten männlichen Mannes mit einer echten Frau denken. Kein klareres Zeugnis für die innere Sicherheit, mit der Frauen ihren Beitrag zur Gestaltung des Volkslebens erkannten und den unbeugsamen Mut, mit dem sie ihn leisteten.

Und so wie die Königin Mathilde hat sich Adelheid unmittelbar und persönlich ihrem Volke verantwortlich gefühlt, nicht nur im Schatten des Königs. Beide brachten dieses Verantwortungsbewußtsein in wahrhaft großer Form zum Ausdruck bei ihrem Tode.

Von beiden wird berichtet, daß sie – Adelheid im Kloster Selz, Mathilde in Quedlinburg – in ihrer letzten Krankheit alle Besucher empfingen, die sie zu sehen wünschten. Eine zahllose Menge, erzählt der

Chronist von Mathilde, war herbeigeströmt, um die kranke Königin zu besuchen. Sie befahl, daß niemandem, der ihre letzten Worte und Ermahnungen hören wollte, der Zutritt verwehrt würde. Und so zeigen uns die Berichte von Selz die Königin Adelheid, umgeben von Besuchern, die mit ihr ihr Ende erwarteten. Beide legten ihre Beichte öffentlich ab. Beide ließen sich, als sie ihr Ende nahe fühlten, auf eine härene Decke auf den Fußboden legen, um bis zum letzten Atemzuge als Königinnen ihrem Volke zu zeigen, wie der Christ stirbt. Von der Königin Adelheid wird erzählt, daß bei ihrer Beichte ihre Stimme schon zu schwach gewesen wäre, als daß alle sie hätten verstehen können, aber daß man sie noch aus dem Chore derer, die die Bußpsalmen sangen, vernommen habe.

Die Königin ist Mitträgerin der Herrschaft. Als solche vertrat sie den Kaiser in seiner Abwesenheit. Sie ist Reichsverweserin für den unmündigen Träger der Krone. Für den unverheirateten Kaiser konnte ein anderes weibliches Mitglied der kaiserlichen Familie als „Patricius“ die Vertretung übernehmen. Der „Patricius“ war der mit einem goldenen Stirnreifen gekrönte Vertreter des Kaisers. Otto III. bestimmte seine Tante, die Äbtissin Mathilde, zu seinem Patricius – als solche bezeichnet sie ihr Grabstein in Quedlinburg.

Aber die Königin hatte auch ihren eigenen Wirkungskreis innerhalb der königlichen Aufgaben, den ihr eine natürliche und zugleich hochgesinnte Auffassung von der Berufung der Frau unbefangen und vorurteilslos überließ. Ihr Bereich umfaßte alles, was man mit dem Wort „Pfleger“ zusammenfassen kann, das Wort in dem weiten Sinne genommen, in dem es die Bedeutung des Fremdwortes „Kultur“ (das ja auch eigentlich mit Pflege zu übersetzen wäre) umschließt. Die Pflege der geistigen Kultur, die, noch ungeschieden in weltliche und geistliche, als Wissenschaft, Religion und Kunst in Klöstern, Kirchen und Burgen erblühte (Otto übertrug seiner Gemahlin die Gestaltung der Feiern zum Siege in , der Lechschlacht), aber auch die Pflege der Menschen, der Armen und Kranken, war ihrer Obhut und Sorge anheimgestellt. Sie bestand aber nicht nur in der Fürsorge für Unterkunft, Nahrung und Heilung, sondern die Königinnen – auch Mathilde, die Gemahlin Heinrichs I. – übten diese Pflege an den Kranken persönlich aus, badeten und verbanden sie und leisteten ihnen alle möglichen Hilfsdienste. Das war neben der praktischen Hilfe zugleich Symbol: Symbol ihrer hohen Verantwortung, Symbol für die Ausübung des Gebotes der Liebe und vor allem Symbol der Demut.

Aber die Königin war keineswegs beschränkt auf diesen Bereich weiblicher Liebestätigkeit. Sie stand an der Seite des Königs bei Hoftagen und Reichsversammlungen. Nicht, um am Schluß einen Empfang zu veranstalten, sondern eben als Consors Regni – als Mitträgerin der Herrschaft.

Sie kann in die Verhandlungen eingreifen und tut es. Sie kann politische Aufträge jeder Art für den Gemahl übernehmen. Er überträgt ihr ganze Gebiete ihrer Politik dauernd, wie etwa die Königin Adelheid unter drei Kaisern die Führung in dem ihr anvertrauten Italien behielt, in dem niemand gleiches Ansehen genoß wie sie. Sie begleitete den Kaiser auch in das Heerlager – z. B. in Bari.

Sie hatte in allen Dingen das Recht der Intervention. Die Mehrzahl der Interventionen galten dem Gebiet, das ihr insbesondere anvertraut war: den Klöstern als Stätten sowohl der geistigen Arbeit – die damals die Philosophie einschloß – als der Pflege christlichen Lebens und insbesondere christlicher Barmherzigkeit. Aber sie interveniert auch als Anwalt von Persönlichkeiten, die der Förderung bedürfen, oder denen Unrecht geschehen ist.

So vereinten die ottonischen Frauen die ganze Würde des Königtums mit der besonderen Sinngebung ihres Frauentums. Der Chronist Widukind sagt von der Königin Mathilde: „Und wenn sie auch Tag und Nacht Werke der Barmherzigkeit in tiefer Demut übte, so vergab sie doch ihrer Würde nichts, sondern saß wie eine Königin inmitten ihres Volkes und war allzeit eine Trösterin der Betrübten.“

Otto III. und Heinrich II.

Goethe spricht im zweiten Teil des Faust von einer geheimnisvollen Macht, die er „die Mütter“ nennt. Mephisto gibt ihm in der Szene „finstere Galerie“ einen Schlüssel in die Hand, der ihn zu den „Müttern“ führt. „Versinke denn! Ich könnt' auch sagen: steige“ – ruft er ihm zu. Denn diese Stätte, an der die „Mütter“ wohnen, ist ein Bereich außerhalb des Raums, eine Welt außerhalb der Welt. „Entfliehe dem Entstandenen in der Gebilde losgebundene Reiche.“ Es gibt eine Stelle, im Untergrunde des geschichtlichen Werdens, an der die formenden Mächte der Geschichte walten, die wir erst erkennen, wenn sie im Geist eines führenden Menschen hervortreten. „Dein Wesen strebe nieder“ – es sammle sich um diesen tiefsten Urgrund des Werdens. „Gestaltung, Umgestaltung, des ewigen Sinnes ewige Unterhaltung.“ In diesem zeitlosen und ortlosen Raum der Gestaltung war die Kaiseridee lebendig geblieben, als das römische Weltreich verfiel. Und mit ihr hatte sich die Reichsidee umgestaltet durch das neue Ziel, das der Menschheit im Christentum erschien: der Eine Gott und damit zugleich der Gott der Völker. Als Paulus auf dem Areopag von Athen den „unbekannten Gott“ verkündete, der weder dem Volk der Römer noch dem der Griechen angehörte, und dessen Sendboten das Volk Israel getötet hatte, da stieg das Weltreich des Christus aus jenen Urgründen der Geschichte empor – es schloß sich, um die Worte eines Modernen zu gebrauchen „eine Kette rund um die Erde“ (Hermann Claudius) – unsichtbar zunächst, aber unzerreißbar.

Und so entstand für ein Weltreich ein neuer Sinn und für seinen Kaiser ein neuer Auftrag: als Schirmherrn des geistlichen Reiches dieses Königs der Könige krönte Leo III. den Frankenkönig Karl zum Kaiser – und ob auch der Unzulänglichkeit seiner Nachfolger die geschichtliche Verkörperung dieses Sinnes nur sehr unvollkommen gelang, so bewahrte doch das Bild des Kaisers die Mächtigkeit, die ihm von diesem tiefsten Ursprung der Geschichte her zuströmte. So wurde das Reich Ottos des Großen – das durch die Lechschlacht am 10. August 955 begründete – nach dem römischen Weltreich die größte Schöpfung der europäischen Geschichte, zugleich der einzige Versuch der Ordnung des europäischen Raums – der einzige und der letzte. Nach ihm sind die europäischen Mächte immer mehr den begrenzten Horizonten von Einzelstaaten anheimgefallen, die kein universales Ziel mehr kannten, und damit einem Souveränitätsideal kleinster Prägung.

Und die deutschen Historiker des 19. Jahrhunderts haben – außer Ranke – den Blick für die Größe der mittelalterlichen Reichsidee verloren. Das kommt nirgends deutlicher zum Ausdruck als in der Würdigung – oder vielmehr Verkennung – des deutschen Kaisers, den nach dem frühen Tode seines Vaters das Schicksal bestimmt hatte, das unvollendete Erbe Ottos I. weiterzuführen: Otto III. Giesebrecht in seiner Kaisergeschichte nennt ihn nicht anders als den „phantastischen Jüngling“, überschreibt ein Kapitel: „Ottos III. phantastische Pläne“ und faßt die Summe seiner Regierungszeit mit den Worten zusammen: „Kein Sterblicher, der sich von dem heimischen Boden losreißt und in dunkelvollem Eigensinn über die Art seines Volkes erhebt, vermag Dauerndes zu schaffen; am wenigsten der Herrscher, dessen Werk nur gedeiht, indem er die eigentümlichen Kräfte seines Volkes erkennt“ usw. Er spricht von dem „hoffärtigen Charakter seiner Jugend“, der sich „hoch über sein Volk aufzuschwingen glaubte“, dem „das Reich seiner Väter zu eng war.“

Diesen auch in der Form etwas phrasenhaften Sätzen kann man vor allem eines entgegenstellen: daß Heinrich II., nachdem er die Nachfolge seines früh dahingegangenen Veters angetreten hatte, immer nur mit höchster Bewunderung von seinem jungen Vorgänger als dem „großen“ Kaiser gesprochen hat, Worte, die schwer wiegen bei einem Manne, zu dessen hervorragendsten Eigenschaften Besonnenheit, Nüchternheit und Aufrichtigkeit gehörten. Die Historiker der Gegenwart: der Göttinger Percy Schramm, der Holländer Ter Braak und vor allem die Berliner Historiker Brackmann und Holtzmann haben denn auch das bis dahin weit verbreitete Urteil über Otto III. grundlegend umgewertet.

Mit seinem Sieg über die Ungarn war Otto der Große der Verteidiger der christlich-germanischen Welt gegen die rassistische wie die geistige Bedrohung durch heidnische Fremdvölker geworden. Und zugleich war unter allen Fürsten des Abendlandes ihm damit die Aufgabe des Schirmherrn des apostolischen Stuhles zugefallen, für die sich Leo III. einst in Karl dem Großen den damals mächtigsten

Fürsten des Abendlandes erwählt hatte. Das Kaisertum war damit einer der beiden Pfeiler geworden, auf denen dies mittelalterliche Europa mit seiner äußeren Existenz und seinem geistigen Erbe aus Christentum und Antike beruhte. Und es war dauernd mit dem deutschen Reich verbunden. In diesem Doppelimperium waren seine geistigen und völkischen Mächte miteinander verschmolzen – in gegenseitiger Durchdringung.

Der fünfzehnjährige Otto III. betrat mit seiner Krönung eine entscheidende Stufe in der Entwicklung der europäischen Menschheit. Diese Entwicklung konnte nur entweder weitergeführt oder zerstört werden. Es ging um Sein oder Nichtsein der abendländischen Kultur. Ihre Behauptung forderte den Zusammenschluß der Völker im Bewußtsein dessen, was sie gemeinsam zu pflegen und zu verteidigen hatten. Sie waren in Gefahr, dem Ansturm ihrer Feinde zu erliegen, wenn sie ihre Kraft in gegenseitigen Fehden aufrieben, oder gar sich der Fremden bedient hätten, um einander zu schwächen. Aus der Ahnung dieser Gefahr war das Kaisertum erneuert, das Reich geschaffen worden. Sein letztes Ziel erwuchs ihm aus seinem Wesen als geistiger Schöpfung: die Verkündung des „unbekannten“ Gottes der Völker, die Mission, sie zu jener höheren Gotteserkenntnis hinaufzuführen, durch die sie geistig in den Ring der Christenheit, in das Reich des Königs der Könige eintraten.

Es gibt in der Reihe der deutschen Kaiser keinen, der diese Mission glühender erfaßt hätte als der junge Otto, der Enkel Ottos des Großen, der Sohn Ottos II. und der Byzantinerin Theophanu und – trotz seines jugendlichen Stolzes auf sein Griechentum – doch in seinem idealistischen Überschwang so ganz und gar der Typus eines deutschen Jünglings.

Die Regierungszeit Ottos III. umfaßt kaum sechs Jahre und endet vor Abschluß seines 22. Lebensjahres. Und doch hat während seiner Regierung die Reichsidee eine bedeutsame Ausgestaltung erfahren – teils durch den Einfluß des Papstes Silvester II. – seines ehemaligen Lehrers, des Franzosen Gerbert d’Aurillac – aber in weit höherem Maße durch seine eigensten Gedanken.

In der Auffassung seiner eigenen Berufung folgt er Otto I.: der Kaiser ist Vicarius Dei – der Statthalter Gottes auf Erden – wie der Papst. Otto III. ist nach dem gleichen Ordo gekrönt worden wie sein Vater als Kind. Nach diesem Ordo wird er durch die Umgürtung mit dem Schwerte geweiht zum Stellvertreter Christi in der Herrschaft über das äußere Leben des Volkes. Aber er dehnt im Laufe seiner kurzen Herrschaft den Sinn dieser Stellvertretung noch weiter aus: Wie er vor der Salbung mit den Abzeichen der bischöflichen Würde bekleidet wird – so umschloß nach seiner Auffassung sein kaiserliches Amt auch die Berufung des Papstes, zugleich aber eine unmittelbare Mitverantwortung für die Kirche, unabhängig von dem Papst. So hat er sowohl den ersten deutschen Papst auf den apostolischen Stuhl berufen, seinen Vetter Brun, wie auch nach dessen frühem Tode seinen Lehrer Gerbert d’Aurillac. So hat er in der Erfüllung seiner kaiserlichen Mission im Osten als Kaiser – allerdings des Einverständnisses seines Lehrers Silvester II. gewiß – eine Umgestaltung der kirchlichen Ordnung von größter Tragweite durchgeführt, in engstem Zusammenhang mit einer weitgreifenden staatspolitischen Aktion. Davon wird noch zu reden sein.

Das letzte Motiv dieser Erweiterung seiner kaiserlichen Mission war nicht die Macht, sondern die Entzündbarkeit seiner Seele für die ewigen Güter. Der Bischof Brun, der ihn wohl von allen seinen Freunden am besten kannte, sagt von dem Toten: „Diese Welt hat er in seinem Gemüt und seiner Liebe nicht bewohnt, und in großer Liebe zu Gott – hat er, als hätte er hier keine bleibende Stätte, die zukünftige mit ganzem Verlangen gesucht.“ Das ist im ersten Satz nicht richtig.

Sein bedeutender Geist „bewohnte“ nicht nur diese Welt, sondern machte ihn zu einem genialen Gestalter in dem Bereich des Kaisertums – aber seine Seele erlebte das Reich immer zugleich sub specie aeterni, als Träger der ewigen Güter. Er vermochte Gott und Welt in seiner kaiserlichen Berufung nicht voneinander zu trennen und sah seinen Auftrag und seine Verantwortung unter den einander gegenüberstehenden Vorzeichen des Diesseits und Jenseits.

Ein solches Doppelgesicht trägt seine Reichsidee: Die Idee der Renovatio, der Erneuerung des römischen Weltreiches. Es bedeutet: Erneuerung des römischen Weltreiches als einer Zusammenfassung der christlichen Völker, aber zugleich mit dem Auftrag, der weiteren Ausbreitung des Christentums zu dienen.

Die Idee der christlichen Erneuerung des römischen Weltreiches geht zurück auf den Papst Leo I. (440–461). Er erkannte im römischen Weltreich eine „von der göttlichen Vorsehung vorbereitete allumfassende, unmittelbare religiöse Zweckbestimmung, die darauf gerichtet sei, der Ausbreitung des Evangeliums unter allen Völkern die Wege zu bereiten.“

Die Herrschaft über dieses Weltreich verleiht nach seiner Auffassung Petrus – kraft seiner Schlüsselgewalt. Auf einem Mosaikbild des Lateran überreicht Petrus Leo III. das Pallium, dem König Karl die Fahne des Schutzherrn der Römer. In der Bamberger Apokalypse krönen Petrus und Paulus Heinrich den Heiligen.

Aber weder Karl der Große noch Otto hatten daran gedacht, Rom zum Sitz einer kaiserlichen Herrschaft zu machen. Daß Otto III. es durch seinen Palast auf dem Aventin mit dem ganzen Zeremoniell des byzantinischen Kaiserhofes tat, ist ihm von Zeitgenossen und Historikern als eine Untreue gegenüber der deutschen Heimat verdacht und auf das schärfste verurteilt worden. Die Historiker erkennen heute an, daß jenes Doppelimperium, das man schaffen wollte, jene innere Einheit des geistigen und völkischen Widerstandes gegen die Feinde des Abendlandes die Mitwirkung der Römer und die Vertretung des Kaisertums in Rom, der nur von dem römischen Adel beherrschten Hauptstadt, verlangte, ja, daß dieser Adel mit seinem skrupellosen Ehrgeiz und seiner Unzuverlässigkeit einerseits ein starkes kaiserliches Regiment in Rom notwendig gemacht habe, daß man andererseits versuchen mußte, ihn an der kaiserlichen Herrschaft in Rom zu beteiligen und dadurch eine kaiserliche Partei unter seinen Angehörigen zu schaffen. Wenn man aber mit Ranke in dem von den Ottonen begründeten Reich den Versuch einer neuen Ordnung des europäischen Raums anerkennt, dann mußte Rom als Sitz des Papstes, der, um mit Ranke zu reden, „einzigsten und wahrhaft beherrschenden Zusammenfassung Westeuropas“, einbezogen werden.

So wurde das, was lange als Phantastik eines „dünnköpfigen“ Jünglings erschien, von einer weiterschauenden geschichtlichen Einsicht als eine Notwendigkeit erkannt, die, damals unerfüllt, diesem Europa immer noch „aufgegeben“ bleibt“

Den gleichen radikalen Wandel des Urteils über Otto III. hat die Geschichtsforschung vollzogen in der Beurteilung seiner Ostpolitik. Den Osten hatte schon Otto der Große als die Gefahrenzone der Grenzen des Reiches erkannt und durch die Begründung des Erzbistums Magdeburg eine geistliche Hochburg geschaffen, von der aus die Slawenmission auf Polen, Ungarn, Böhmen ausgedehnt werden sollte.

Die Sinnesart des jungen Otto erfaßte diese Aufgabe als eine Kaiser und Papst gemeinsame. Damit trat sie in Gegensatz zu der bisher diese Fragen beherrschenden der Kurie, daß die Heidenmission ausschließlich Sache der Kirche sei. In seiner Auffassung aber fand der Kaiser eine Stütze an seinem Lehrer, dem Papst Silvester II., der wie er diese Frage im Lichte der „civitas Dei“ – der Schrift des heiligen Augustin über den Gottesstaat – entschied. Augustin teilt dem Kaiser die Aufgabe zu, die civitas Dei, das christliche Imperium auf Erden, zu begründen und zu erhalten. So vollendet sich in der Reichsidee Ottos III. der Wirkungskreis des Kaisers nach einem Bilde, das schon Otto den Großen bestimmt hatte, umso mehr, als er dem seines Amtes durch und durch unwürdigen Johannes XII. gegenüberstand – und im Krönungsordo seinen Ausdruck gefunden hatte.

Der Kreis um Otto III. sah das geistliche und das weltliche Rom in engster Verbundenheit miteinander an der Spitze der civitas Dei. Ein naher Freund Ottos, der Bischof Leo von Vercelli, hat als den Herrscher Roms Christus selbst bezeichnet. Von ihm geht die Renovatio der Römer aus. Seine Stellvertreter sind Kaiser und Papst. In einem lateinischen Gedicht stellt er ihr Zusammenwirken so dar: Unter dem Machtschutz des Kaisers reinigt der Papst die Zeitalter. Diese beiden Lichter erleuchten die Kirchen und vertreiben die Schatten in der ganzen Welt. Der eine möge das Schwert brauchen, der andere das Wort.

Otto III. hat dem Verhältnis von Kaisertum und Kurie, wie er es verstand, nun in seiner Ostpolitik eine ganz neue Form gegeben. Bis dahin beschränkte sich die Mission im Osten darauf, die bekehrten Völker in die deutsche Kirche einzugliedern, die als eine reine Missionsanstalt verstanden wurde. Die neuen Christen wurden von deutschen Geistlichen betreut und unterstanden dem deutschen Erzbis-

tum Magdeburg. Für das erste Stadium war diese Form zwangsläufig, da man ja noch keine Einheimischen zu Priestern ausgebildet hatte.

Otto III. verband in Polen die politische mit der kirchlichen Aufgabe. Er machte die dort bestehenden Bischofssitze unabhängig von dem Erzbistum Magdeburg durch ein eigenes Erzbistum Gnesen, das er begründete, aber er schloß gleichzeitig Polen an das Imperium an unter einer Form, die er dem Aufbau des römischen Reiches entlehnte: als „Freund und Bundesgenosse“. Also statt der Eingliederung der bekehrten Völker in die deutsche Kirche die Eingliederung selbständiger Kirchen in das Imperium, dem der fremde Staat, politisch gesehen, in der freieren Verbindung eines Freundes und Bundesgenossen angeschlossen wurde.

Er hat die Begründung des Erzbistums Gnesen als Kaiser vorgenommen. Der von ihm zum Erzbischof ausersehene Bruder Adalberts von Prag, Gaudentius, war schon vorher durch den Papst in Rom ordnungsgemäß zum Erzbischof geweiht worden, ohne Verbindung mit Gnesen.

Auch daß bei der Begründung eines Erzbistums der Kaiser im Vordergrund steht, zeigt, wie sehr Otto sich als „vicarius Dei neben dem Papst fühlte. Wenn er um diese Zeit seinem Namen die Worte hinzufügt „servus Jesu Christi“, so war das vielleicht als ein Gegenstück zu dem Titel des Papstes gemeint – es ist der Titel des Apostel Paulus in der Vulgata.

Die deutsche Geschichtsschreibung hat den Zug des Kaisers Otto III. nach Gnesen von allen Seiten her verurteilt. Sie sah in ihm zunächst nur eine Wallfahrt zum Grabe seines Freundes, des Bischofs Adalbert von Prag, der in der Mission unter den Preußen erschlagen wurde, und damit den Ausdruck seiner exaltierten Frömmigkeit. Das politische Ziel des Zuges nach Gnesen vollends wurde früher, z.B. in schärfster Form von Giesebrecht, nur als eine schwere Schädigung der deutschen Interessen betrachtet. Man sah nur den Machtverlust des Erzbistums Magdeburg, aber nicht den Ansatz zu einer großzügigen Ordnung des osteuropäischen Raumes, für den diese freiere Form des Anschlusses als *amicus et socius* neben dem festen Kern des Reiches sich als zweckmäßig hätte erweisen können – überdies griff Otto damit nicht nur auf römische Vorbilder, sondern auch auf eine karolingische Tradition zurück, ein Programm Karls des Großen vom Jahre 796.

Zu der Zeit, da Otto sie vollzog, war die Eingliederung Polens und Ungarns in das Reich, das Imperium Romanum, ein großer und bedeutungsvoller Erfolg. Und daß überhaupt der junge Kaiser, dem man vorwarf, nur für die Römer Interesse zu haben, in so kühner Weise die Organisation des deutschen Ostens in Angriff nahm, hätte trotz des Rückschlages nach seinem Tode eine andere Würdigung verdient.

Der Tod ist des jungen Kaisers bitterster Feind gewesen. Ein Werk, das ein kaum 22-jähriger nach sechs Jahren seiner Regierung abbrechen muß, kann nicht nach seinem endlichen Erfolg, sondern nur nach seinem gedanklichen Gehalt gewürdigt werden. Zu dieser positiven Würdigung haben sich die Historiker zurückgefunden. Die Gedankenwelt dieses selten begabten Jünglings war nicht phantastisch, sie faßte die ihn umgebende geschichtliche Wirklichkeit in ihrer Weite sowohl wie in der Doppelgestalt des weltlichen und geistlichen Reichs, die zu einer Einheit zu verschmelzen, die seiner Zeit aufgegeben – aber unerfüllt gebliebene Aufgabe war.

Seine Jugend wurde ihm insofern zum Verhängnis, als sie ihn zu dem Glauben verführte, es müsse die Idee des Imperium Romanum, wie er sie in sich trug, die Idee der Civitas Dei, die Völker, die sie zu verwirklichen hatten, von selbst entzünden. Das zeigt in ergreifender Weise die Ansprache, die der Zwanzigjährige den Römern nach dem niedergeschlagenen Aufstand im Februar 1001 – ein Jahr vor seinem Tode – hielt. Verstanden sie denn nicht, daß er die Größe der ewigen Roma neu begründete, indem er dem Reich Gebiete anschloß, die selbst die Römer noch niemals betreten hatten (Polen und Ungarn)? Begriff diese Ruinenstadt denn nicht, daß das Imperium, das er aufrichtete, Rom dem unaufhaltsamen Verfall entreißen und einer Erneuerung zuführen sollte?

Er war alles andere als ein Rechner und Politiker. Er vertraute zu sehr der zündenden Macht seines eigenen Glaubens, und wenn sie versagte, suchte er die Ursache bei sich selbst und versuchte, in

leidenschaftlichen, ja zerrüttenden Bußübungen die göttliche Gnade – das Einströmen neuer Kräfte, einer neuen Mächtigkeit seiner Wirkung zu gewinnen.

Die Größe seiner Reichsidee vernichtete ihn.

Und nun Heinrich II.

Er ist als Natur ein Gegenbild Ottos: besonnen, bedächtig, beherrscht, nüchtern und klar in seinem Urteil über Menschen und Ereignisse und Zustände. Zum geistlichen Stande erzogen und durch eine tiefe Frömmigkeit bestimmt und bewegt, die sich aber nicht im Überschwang mystisch-religiöser Stimmungen, sondern in der zuversichtlichen Gewißheit seiner Gottverbundenheit, in der unerschütterlichen Festigkeit seines Glaubens äußert. Er ist – etwa sieben Jahre älter als Otto – durch eine seltene Ausgewogenheit seiner Natur ausgezeichnet – im Gegensatz zu dem lodernden Feuer Ottos. Man nannte ihn den *auctor justitiae*, den Stifter der Gerechtigkeit. Das „Maß“ – mittelhochdeutsch die „*mâze*“ – ist das Gesetz seines Lebens, seiner Regierung. Im Römer in Frankfurt steht unter seinem Bilde der Wahlspruch: *Nihil impense ames, ita fiet, ut in nullo contristetis* – Liebe nichts im Übermaß. Dann kann Dich auch nichts traurig machen.

Aber er hatte dabei keineswegs eine enge und arme Seele. Er hat die reichere Natur Ottos geliebt, den Hochflug seiner Gedanken, die Vornehmheit seiner Seele bewundert: „einen solchen Kaiser, einen so großen Gebieter“ nannte er ihn noch nach seinem Tode.

Der Zusammenbruch der universalkaiserlichen Politik Ottos, den er in Rom miterlebt hatte, hat ihn an dessen letztem Ziel nicht irre gemacht, aber doch bewogen, die Parole Ottos, Erneuerung des römischen Weltreiches, durch die bescheidenere: Erneuerung des Frankenreiches zu ersetzen, auch weil ihm selbst, der nicht kaiserlichen Geblütes – ein Purpurgeladener – war, dafür die Geburtstitel fehlten.

Obwohl er als Nachfolger Ottos mehrere Nebenbuhler hatte, erwarb er sich doch sehr rasch das Vertrauen der Fürsten und Bischöfe. Sein Ziel ist nicht ein universales römisches Kaiserreich, sondern ein starkes deutsches Königtum mit einer Machtsphäre, die Italien und Rom mit einschloß. So ist er zunächst, doch erst im Jahre 1004, nur nach Oberitalien gezogen und in Pavia zum König der Lombardei gekrönt worden.

Erst im Jahre 1014 – zehn Jahre später – tritt er die Romfahrt an und wird von Benedikt VIII. zum Kaiser gekrönt – übrigens ein zum Papst gewählter Laie, ein Angehöriger des großen römischen Geschlechtes der Tuskulaner, das Otto den Dritten erst unterstützt und dann verraten hatte. Wenn er so den Rahmen des Imperiums zunächst enger zog, so teilte er doch in Bezug auf das Zusammenwirken von Kaiser und Papst – von Imperium und Sacerdotium – ganz und gar die Auffassung Ottos.

Es wird von ihm ein Vorgang erzählt, der an die Ablehnung von Krönung und Salbung durch den ersten Heinrich sehr erinnert: Papst Benedikt VIII. überreichte ihm beim Empfang einen Reichsapfel – die mit dem Kreuz geschmückte Kugel – als Symbol des von ihm zu beherrschenden Erdballs. Heinrich nimmt das Geschenk erfreut entgegen, betrachtet es und sagt dann: „Gar sinnreich, o heiliger Vater, hast Du dies bereiten lassen. Eine treffliche Lehre hast Du mir gegeben, indem Du in einem Bilde meiner Regierung zeigst, nach welchen Grundsätzen sie sich zu richten habe. Aber keinem geziemt es so sehr, diese Gabe zu besitzen als denjenigen, die fern vom Glanze der Welt allein dem Kreuze Christi nachzufolgen bereit sind.“ Er schenkt den Reichsapfel dem Abt Odilo von Cluny.

Zweifellos hatte diese Ablehnung bei ihm einen tiefen Sinn, von dem es ebenso viele Deutungen gibt, wie von den Gründen der Haltung Heinrichs I. zu Krönung und Salbung. Ein so frommer Kaiser konnte nicht meinen, die Verpflichtung durch das Kreuz als Vorzeichen des Imperiums nicht übernehmen zu können. Und ebenso wenig konnte er sagen wollen, daß er den Papst als Vermittler seiner kaiserlichen Würde ablehne. Wohl aber konnten ähnliche Motive, wie sie Heinrich I. bestimmten, in dieser Geste enthalten sein. Vielleicht mehr gefühlsmäßig als rational erfaßt. Der Mönch allein, so fühlte er, kann sein Leben aus schließlich dem Kreuz unterstellen. Der Kaiser kann sich dieses Symbol wohl als Richtschnur aneignen, aber er darf nicht glauben, daß sein Dienst ihm ganz entspräche. Was auch immer seine Gedanken dabei gewesen sein mögen, auf alle Fälle bedeuten diese Zeichen zweierlei:

seine Wahrhaftigkeit und seine Demut. Seine Wahrhaftigkeit, indem er wußte, daß ihm als König und Kaiser die Sicherheit des Reiches anvertraut war, und indem er entschlossen war, diese Pflicht zur Richtschnur seines Tuns zu machen.

Das Reich war durch den Polenherzog Boleslav Chrobry bedroht, der nach dem Tode Ottos III. dem Reich die Treue gebrochen und begonnen hatte, ein Slawenreich von der Meeresküste nach Süden und von der Elbe bis nach Rußland aufzurichten. In nüchternen Entschlossenheit gab Heinrich den überlieferten Gehalt der ottonischen Reichsidee preis und schloß zum Entsetzen der Kirchenleute einen Bund mit den heidnischen Liutizen, um wenigstens die wendischen Bistümer Havelberg und Brandenburg wiederherzustellen. Er hat sich auf diesem Wege, den er für unvermeidlich hielt, nicht irre machen lassen.

Wie überhaupt sein ganzes Herrscherleben so unablässig unter dem Druck der Reichsfeinde im Osten stand, daß ihm zu weitgespannten Planungen keine Muße gegeben war und sein Dienst an der Reichsidee im Kampf gegen die Feinde in der Erhaltung des Bestandes und Rückgewinnung des Verlorenen, in der Reinigung des gottverbundenen Lebens in Kirche und Staat bestand.

Bei seiner dritten Romfahrt im Jahre 1021 stellte er das Reich Ottos III. in Italien durch die Rückgewinnung von Apulien wieder her. Eine Reformsynode in Pavia, im Jahre 1022, leitete eine religiöse Erneuerung des Abendlandes in Verbindung mit Cluny ein, und im Jahre 1023 verabredete Heinrich mit dem Könige Robert von Frankreich eine große internationale Friedenssynode: Neuordnung des europäischen Raumes! Sie kam nicht mehr zustande, da ihn der Tod vorher abrief.

So ist Heinrich II. als Täter im Bereich des Notwendigen und Naheliegenden Schöpfer und Erbauer des Reiches gewesen: in seiner schlichten, geraden, unpathetischen Weise der Täter, der die große Idee in klaren Umrissen im Sinne trug, aber das Notwendige nicht versäumte und sich der Vielfalt und Verworrenheit der Welt, die den reinen Dienst, den geraden Weg oft nicht zuläßt, demütig aber unbeirrt in seinem letzten Ziel bewußt war.

Die Reichsidee der Ottonen – eine der großen schöpferischen Mächte der Geschichte – Zeit und Ewigkeit, die irdische Berufung der Menschheit und ihre in der religio, der Rückverbindung mit dem göttlichen Ursprung, bestehende Würde in sich beschließend – eine konstruktive politische Idee der Ordnung Europas, die jedoch den über das Diesseits hinausweisenden Sinn des Lebens einbezieht – : wir stehen heute vor ihrem Glanz als die im Dunkel Wohnenden, vor ihrer Hoheit als die seelisch Verarmten, vor ihrer Klarheit als die Verstörten.

Aber daß dies einmal war, daß einmal solche großen Motive – politisch und geistig große – unsere Welt bewegten, das ist in allem Schmerz doch eine Quelle der Zuversicht.

Als ich vor einiger Zeit in Ulm war, hatte ich vor meinem Fenster das Bild der Trümmerhaufen und Schuttmassen der schwer zerstörten Stadt. Aus ihnen erhob sich, in reinen Formen, scheinbar ganz unversehrt aufsteigend das Ulmer Münster, die höchste Kirche Europas, wie ein unbesiegt und unbesiegbares Wahrzeichen.

So steht die über Deutschland hinaus Europa umfassende Reichsidee des Mittelalters vor uns – ein Wahrzeichen der einst lebendigen Idee, die sein Dasein trug.

Wann wird diese Idee in neuer Form als geschichtliche Macht in unser Leben eintreten?